Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 1. 1. 1938 | Nr. 1

Mit Schwung ins Neue Jahr!

Jugend wächst immer nach . . .

Ein Jahr klingt aus! . . .

Es ist ein Jahr gewesen, das der Jugend unseres Volkes nicht leicht war. Wer wollte in dieser Stunde alle Schwierigkeiten aufzählen, die unseren Weg hemmen? Die Arbeitslosigkeit ist in unseren Reihen noch nicht behoben. Die zweiten und dritten Bauernsöhne haben, wie viele andere Volksgenossen schwer um ihre Zukunft zu ringen. Es galt in diesem Jahre manchen neuen Weg zu suchen, um unserer Jugend Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Hinzu kamen Schwierigkeiten politischer Art. Aus dem leider mißverstandenen Bestreben, sich aus der Not einen Ausweg zu suchen, Arbeit zu nehmen, wo sie geboten wurde, klang als schrille Dissonanz das Wort Kensau auf. Eine ganze Reihe unserer jungen Volksgenossen hat Monate im Gefängnis zubringen müssen. Und erst am späten Heiligabend 1937 haben die letzten drei Kameraden das Konitzer Gefängnis verlassen. Ein Jahr klingt aus, an das wir gewiß zurückdenken werden.

Ein neues Jahr beginnt! . . .

Wir sehen ihm mit Mut und Entschlossenheit entgegen. Ein neues Jahr erleben, heißt immer auch — ein Jahr älter werden. Wir Jungen achten ja noch nicht auf derartige Veränderungen. Aber gerade bei einem solchen Jahreswechsel wird es uns klar, daß Steinchen zu Steinchen gefügt einen Turm ergibt, daß die Jahre viel schneller anwachsen als wir es wünschen. An solch einem Jahreswechsel empfindet man plötzlich, daß die Jungen von gestern, die Männer von heute und die Alten von morgen sein werden.

Vor einigen Tagen war ich in einem Kreis von jungen Menschen; im Alter waren sie gestaffelt von etwa 15 bis 30 Jahren. Zunächst saßen wir, die um die 30 herum, mit den 25jährigen beisammen, und sprachen über die Dinge, die uns bewegten. Ich muß zugeben, daß wir „Alten“ mit den 30 Jahren uns manchmal etwas verwundert ansahen, weil wir eine so andere Sprache aus dem Munde der 25jährigen hörten, andere Worte und Ausdrücke für Dinge, die uns heute ebenso begeisterten wie jene, aber für die wir in den früheren Jahren andere Worte gebraucht hatten. Und ich gebe zu, daß es eine Weile gedauert hat, bis wir empfanden, der Weg, den wir suchen, ist derselbe, wenn auch die Worte verschieden klangen. Und wenige Minuten später hatten wir das recht beachtliche Erlebnis, daß wiederum die 15- bis 18jährigen jenen „Alten“ von 25 Jahren etwas fremd, kühl und prüfend gegenüberstanden als jene begeisternd auf sie einsprachen. Es war eine Zurückhaltung im Blick dieser „neuen“ Jugend, die fast wie ein Mißtrauen erschien. So dauerte es gewiß eine geraume Zeit, bis die drei Gruppen sich zusammenfanden auf den Forderungen, die uns aus der Zusammengehörigkeit zu einem gemeinsamen Volkstum erwachsen. Dann erst gaben es die 15- bis 18jährigen auf, etwas mitleidig auf ihre Kameraden im Alter von 25 Jahren zu schauen, die wiederum uns andere mit der Rücksicht behandelt hatten, die man dem „Alter“ schuldig ist.

An der Schwelle des Neuen Jahres erinnerte ich mich an dieses Erlebnis, an diese drei Gruppen junger Menschen. Dabei begriff ich mit nicht geringer Erschütterung, wie schnell die Veränderung vor sich geht, die Wandlung, die keineswegs ein „Altern“ ist in unseren Jahren. Jugend ist etwas Herrliches, etwas Außergewöhnliches, Niewiederbringliches. Jugend ist kein Vorrecht, sondern eine Verpflichtung. Sie ist die Verpflichtung, den Schwung, der diesem Zeitabschnitt zu eigen ist, dem Ganzen mitzuteilen, von dem wir nur ein Bruchteil sind. Und mit diesem Schwung wollen wir in das Jahr 1938 hineingehen. Wir wollen versuchen, unsere Begeisterung den anderen Jahrgängen mitzuteilen. Wir wollen versuchen auch in späteren Jahren uns jung zu erhalten, damit man immer von unserer Volksgruppe als von der „Jugend im Volk“ sprechen kann, auch wenn wir selber zur Reife unserer Jahre und unseres Wesens kommen. **Dankwart.**

Ist es denn ein Unglück, daß ihr in frische, stürmische, brausende Zeiten hineingeboren seid? Ist denn das nicht euer Glück?

Hesse

Neujahr im Feld.

Aus Kriegsbriefen gefallener Kameraden.

Aus: **Walter Flex:** Briefe. (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München.)

Liebe Eltern und Brüder! Es reicht und reicht nicht zu einem Brief! Die Weihnachtspost brachte mir eine Flut von Sendungen, Zuschriften und zum Teil rührenden Briefen. Es ist gewiß in Euerm Sinne, daß ich nach Möglichkeit all diese Freundlichkeit, die oft aus sehr traurigem Herzen kommt, wenigstens mit ein paar Zeilen beantworte. Dazu werde ich auch von der Kompanie in der sogenannten „Freizeit“ stark in Anspruch genommen. Eure geliebte Karte vom Weihnachtsabend hat mich im Schützengraben erreicht. Eure Pakete dagegen noch nicht. Das ist aber auch ganz gut, denn auf einmal wären all die lieben Sendungen zuviel geworden. Kunos schöne zweite Flasche Enzian kam am ersten Feiertag an. Vielen herzlichen Dank! Ebenso für Vaters liebe Briefe vom 23. und 25. . . . Die letzten Tage des alten Jahres waren recht unruhig für uns und haben leider auch manchen Verlust gebracht. Seit heute früh ist's wieder ruhiger geworden. Die Herren drüben werden 1915 nicht mehr Glück haben als 1914 mit Gottes Hilfe. Morgen um Mitternacht werde ich Euch einen Gruß zurufen. Herzlichst!

Euer Walter
Kriegsfreiwilliger Gefreiter.

Ihr Lieben!

Nun habe ich mit meiner braven Sechsten auch Weihnachten gefeiert. Am 30., abends, wurden wir aus den Gräben für acht Tage in Regimentsreserve zurückgezogen, und noch in der Nacht haben wir unsere Feier gehalten. Für jeden der drei Züge war in einer Panjes-Stube ein Christbaum aufgestellt, und alle Tische und Bänke waren übersät mit Liebesgaben und Geschenken. Ich selbst ging als Wanderprediger durch die drei Häuser und hielt in jedem eine kleine Feier, las die Weihnachtsgeschichte und sprach von dem Geist, der unsere Kriegsweihnachten erfüllen soll. Vorher und nachher sangen wir die alten lieben Lieder. Solch ein Abend läßt so gut wie gemeinsame Gefechte und Gefahren Offiziere und Mannschaften verwachsen, wenn's recht angepackt wird.

Das Neue Jahr habe ich mit Lex und zwei jungen Leutnants in der Doktorbude in Daschki mit einem Glas Sekt begrüßt. Vorher war ich zum Festessen beim Abschnittskommandeur, aber noch vor Mitternacht wurde auf Grund von Quatschmeldungen Alarmbereitschaft befohlen, und ich stiefelte also zu meiner Kompanie nach Daschki zurück, wo ich dann in der Doktorbude noch fröhliche Gesellschaft fand. Vorher habe ich unter dem Sternenhimmel auf dem nächtlichen Weg mit Euch Silvester gefeiert und das war auch schön.

Bitte schickt doch an folgende Adresse (Fräulein Lehrerin Federkeil, Merchweiler, Kreis Ottweiler, Bezirk Trier, Rheinland) ein Exemplar von „Sonne und Schild“ und schreibt hinzu: „Die sechste Kompanie des Infanterieregiments 138 schickt dieses Buch mit herzlichem Dank der dritten Knabenklasse in Merchweiler.“

Die Merchweiler Jungen haben meinen Kerls nämlich besonders nette Pakete und Briefchen geschickt.

Schluß! Ich muß Stiefelappell halten; danach wird die Kompanie zur Feier des Neuen Jahres entlaust. Das wird auch eine schlichte, aber sinnige Feier werden.

Von Herzen Euch, Kuno und Martin alles Gute für 1916!

Euer Walter.

*

Aus: Dr. **Friedrich von Rohden:** Zwei Brüder. Feldpostbriefe deutscher Studenten. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Als Zugführer, der für das Wohlergehen und die Verteidigungsstellung von 60 Mann verantwortlich ist, habe ich meine Gedanken zusammenzunehmen. Wer hätte das denken können, als ich noch ein fröhliches Studententum vor mir zu haben glaubte! Aber vielleicht reift diese schwere Zeit, wenn auch nach so mancherlei ungewohnten Erlebnissen die Unbefangenheit nie zurückkehren kann. Jetzt muß sich zeigen, was an dem Menschen ist, ob er als innerlich gebrochener, verlebter Mensch aus dem großen Strudel der grausamsten Erlebnisse heimkehren wird, oder ob ihn dieser gewaltige Ansturm noch in seinem Charakter stärken konnte. Helfe Gott, daß wir Deutsche, wenn auch, wenn es sein muß, äußerlich als Krüppel, doch als innerlich gesunde Menschen heimkehren!

Das alte Jahr schließt für uns hier mit viel Sonne, viel Schönheit und Ruhe. Wann wird der Kampf wieder beginnen? Ich habe hier Menschen getroffen, die Freunde werden können. Seltsam, aber wundervoll! Ich fühle mich sehr beschämt, wenn ich dies schöne, ruhige Leben hier deutlich spüre.

. . . Das Wort ist ein feines silbernes Band, das sichtbar hin und her gehen kann, das tiefste Quellen eröffnet und weite Welten umspannt. Etwas anderes haben wir ja nicht, womit wir zeigen, was wir sind, wie die Seele sich in uns regt, in welchen Farben sich die Welt in ihr spiegelt, die große Welt und die kleine, die wir ganz allein für uns haben, die ganz umschlossen wird von dem Du und dem Ich, zwischen denen beiden sie in der Mitte liegt. In dieser kleinen Welt quillt es empor an viel lieben Gedanken, die unser ganzes Leben durchdringen wollen, daß es tätig wird und schaffend, daß es Tiefe gewinnt und Festigkeit . . .

Aus: **Kurt Arnold Findeisen:** Es ist ein blonder Schein. — Verlegt bei Koehler und Amelang.

Ein neues Jahr!

Was wirst du einst bei seiner Zahl auswendig lernen müssen, mein Sohn? Eine fröhliche Hoffnung ist heute in mir im Dämmer des neuen Morgens, eine Zuversicht, die schon fast Gewißheit ist, es müßte bald alles besser und gut werden. Ich schaue in grünes Vorland hinaus, ich seh dich auf kleinen wackelnden Beinen stehen, ich seh dich die ersten Schritte machen, ich höre ein erstes deutsches Wort von deinen Lippen.

Ich grüße dich, neues Jahr, daß du auf Kinderfüßen kommst:

Mein lieber Sohn, ich sah noch nicht
dein aufgeblühtes Angesicht.
Noch immer steh ich winterkahl
und kinderlos in diesem Tal.

Und dennoch ist mein Himmel bunt:
Vorgestern wogst du dreizehn Pfund!
Und dennoch ist mein Herz bestirnt:
Lachen hast du schon gelernt!

Ihr tausend Augen der Nacht, was habt ihr dem neuen Jahr für ein Horoskop gestellt?

Merkur tief im Südwesten ist Abendstern.

Über meinem Scheitel führt der Fuhrmann seine ewigversiegelte Fracht.

Andromeda, unglückliches Kind der weinenden Kassiopeia, stöhnst du noch immer, an den Felsen der Qual geschmiedet?

Perseus, Sohn Jovis, silberblitzender Held, schlag noch einmal der Meduse das entsetzenstarrende Haupt ab, schwing dich auf das Flügelroß und rette die Schönheit der Welt!

Mattblinkender Saturn, der du die ganze Nacht verharrst, hast du den Menschen nicht einst den Frieden und die Fülle beschert und das Heil des Pflugs? Doch sie sagen von dir, daß du zuvor deine eigenen Kinder verschlungen hättest!

Mars ist nicht zu sehen die ganze Nacht. Das ist ein Trost.

*

Aus: Stirb und werde. Aus Briefen und Kriegstagebuchblättern des Leutnants **Bernhard von der Marwitz.** Wilh.-Gottl.-Korn-Verlag, Breslau.

Morgens im Schnee und scharfen Wind zurück ins Ruhequartier marschiert. Es ist ein elendes Dasein. Gewaschen, das ist die einzige Wohltat.

Ich schäme mich, so viele mit unsäglicher Liebe und Bangigkeit geschriebene Briefe zu bekommen.

Draußen ein wilder Schneesturm.

Ich muß es mir oft wiederholen, wie wenig der einzelne jetzt ein Recht hat, das Opfer, das dem Ganzen gegeben ist, als seinen alleinigen Anteil zu fühlen. Und doch ist mir zumute, als würde das alles von uns genommen. Wird uns am Ende dieser Schreckenstage der Sieg und die wiedergewonnene herrliche Größe unsers Vaterlandes, dem die Besten in der Blüte zum Opfer fielen, ganz über solchen Verlust trösten? Da Achill seinen Freund Patroklus sinken sah, rief er laut nach den Waffen. Er sah Ilions Fall voraus, und doch war ihm der Freund lieber.

Deine Verse, in denen die Gestalt unsers geliebten Freundes in solchem Feuer glänzender Worte aufging, habe ich gelesen mit fast fremdem Erstaunen. Ich wundere mich, daß Du damals solche Gedichte schreiben konntest. Mir ist aller Glanz erloschen an der Stelle, wo sein Leben mir erschienen, zurückgetreten in den andern, höhern, der oben an der dunkeln Himmelsdecke wandelt. Und dort suchen meine Augen oft die Züge seines Antlitzes wieder. Hier unten finde ich kein Bild. Unheilbar verloren alles, was unsere trüben, vergänglichen Sinne einmal losgelassen haben. Kein in der Seele gebliebenes Wort, keine von der Erinnerung festgehaltene Gebärde kann mir die Erinnerung wiederbringen, nicht die Gedächtniskraft meiner Augen, die Zug um Zug diesen herrlichen Menschen nachbilden.

Ich sehe oft wie einen der griechischen Helden, gleich Sokrates, den seine Jünger besonders rühmten, daß er einst aus der Perserschlacht als letzter ruhig und tapfer wie ein gemeiner Soldat den Kampfplatz verließ.

So befahl es das Gesetz.

Wir preisen das Vaterland, das diese Gesetze eingegraben in seinen Tafeln hält.

Wird das neue Jahr den Frieden bringen?

Unser Weihnachtsbäumchen, das uns zu einem frohen Fest brannte und in der Neujahrsnacht noch einmal mit sparsamem Glanz aufflackerte, ist nun erloschen. Dafür ist draußen im tiefverschneiten Wald eine Märchenpracht entzündet. Der Wind findet nichts mehr zu bewegen als das leichte Gewölk der Schneelast, das er wie Rauch von den Tannenzweigen stäubt. Die tiefe Nacht ist ganz erfüllt von dem Mond. Wie sich fahles Licht und weiche Schatten ausbreiten und eine unendliche Harmonie entzünden!

Die Ebene liegt in weißer Dämmerung, schärfer zeichnen sich die Konturen des Gebirges. Das Licht wächst seltsam in violetten Schattierungen. Drüben der Berg mit weißen Schneeflocken, über dessen Rand die Sterne

klimmen. Am Abhang neigen sich die schlanken, klaren Bäume in die Flut des Mondlichts, das sich ganz in das Tal ergießt und in dem Geräusch des Baches ausklingt. Hier der Wald mit soviel wechselnden Tönungen von kaum aufquellenden Lichtklängen und verhüllten Schatten. Auf den Wegen zeichnen sich die Ästungen der entlaubten Bäume, die in ihren Wurzeln schon den Frühling fühlen. Ein Bach, der sich aus Schmelzwasser der letzten Tage bildete, ist verstummt, hat Felsen bloßgespült und Wurzeln aufgerissen und nun sein kleines Kinderbett leer liegengelassen. Die Kissen stehen vorn wieder auf. Ach, wer das alles verstünde! Und nicht ausgeschlossen sich fühlte von dem Wunder all dieses Geschehens.

Wenn irgendwo, so begreift man es hier an der Unbegreiflichkeit unserer bis zur Blutleere erstarrten Existenz, daß der Krieg überreif ist.

Wir werden die Stunde ersehnen, wo der große Angriff im Westen losbricht.

Ach, daß die Waage, auf der für alle Zeit das Geschick der Völker gewogen wird, doch endlich ausschlüge, und daß über so ungeheure Taten, die geschehen sind, nicht von der leuchtenden Hand eines Augenblicks oder des blinden Zufalls entschieden würde, sondern von der Hand der ewigen Gerechtigkeit, die nur das Gute und Wahrhaftige zur Dauer bestimmt.

„Zärtlich geliebtes Mädchen".

Ein Liebesbrief aus dem Jahre 1807.

Er stammt aus jener gefühlvollen Zeit, die man wohl die „Wertherzeit" nennt, wurde von einem Tuchmachergesellen in Görlitz in Schlesien geschrieben und trägt neben einer schönen Handschrift ganz und gar die charakteristische Ausdrucksweise der damaligen Epoche, mit der man damals dem Eroberungszug Napoleons I. entgegenblickte. Doch lesen Sie selbst, hier ist das Dokument:

Den 1. Januar 1807.

Zärtlich geliebtes Mädchen! — —

So ist denn unter der weisen Leitung eines höheren Wesens wieder ein Jahr in den unaufhaltsamen Strom der Vergangenheit dahingesunken! — — Soeben ist die Mitternachtsstunde durch, und wir befinden uns am Anfang eines neuen Jahres. Du schlummerst, gute Seele. Du! vor die ich lebe, Du, die ich noch jenseits der Gräber lieben werde.

Kein lebender Mensch ist jetzt um mich. Es herrscht tiefe mitternächtliche Stille, welche nur durch das Toben eines heftigen Sturmes unterbrochen wird; ruhig schlägt mein Hertz. Dein Geist umschattet mich, und ich fühle die ganze Größe dieser feyerlichen Stunde, in welcher ich mich mit Dir unterhalte. Ich blicke zurück in die Vergangenheit und übersehe mit dankbarem Gefühle die Wohltaten, welche mir auch in diesem Jahre so unzählbar zu Theile wurden. Es hatte zwar auch trübe Stunden, es gab Stunden, welche auch mir Thränen auspreßten, doch sie sind vorüber, und ich danke es Gott und Dir, daß sie überstanden sind. Dir, liebes Hannchen, weyhe ich Thränen des Dankes vor Deine unbegräntzte Liebe, welche Du zu mir trägst. O! wie oft habe ich in Deinen Armen meinen Kummer vergessen, wie oft an Deinem Busen Muth zu neuen Leiden geschöpft; wie manche schöne Stunde haben wir im Genuß der reinsten, heiligsten Liebe verlebt, wie manchmal uns der schönen Natur, der großen Werke unseres erhabenen Schöpfers gefreut; heb Du auch an diesen so wichtigen Tage Dein gutes Hertz empor zu dem, der über den Sternen wohnt und vereint wollen wir Ihn loben, Ihn, der uns vor so vielen unserer Mitbrüder noch das süße Glück des Friedens schenkte. Noch konnten wir bis zu dieser Stunde ruhig schlafen, noch sahen wir kein Blutt fließen.

Doch auch uns kann noch treffen was anderen schon wiederfahren ist. Dunkel liegt die Zukunft vor uns, und jeder denkende Erdenbewohner sieht gewiß dem kommenden Jahr mit bangen Erwartungen entgegen. Doch vertraue der Vorsicht; sollten auch Leiden über uns hereinbrechen, so wird unsere Liebe sie uns erleichtern, sey gefaßt auf alles! — Sey gefaßt! O, zittre selbst vor dem Gedanken und doch wäre es nur allzu möglich, daß man uns trennte, daß man mich von Dir entfernte, wir wollen es nicht hoffen, sollte es aber seyn so laß uns nicht verzagen. Unsre Hertzen kann man doch nicht trennen, und wir finden uns wieder, und sollt es auch erst jenseits der Gräber seyn.

Nun, liebes Mädchen, ich eile zum Schluße, nimmt mit den inliegenden Neujahrs-Wünschen zugleich die Gefühle der Liebe und der innigsten Freundschaft an. Sey gantz so glücklich, wie Du es wünschest und wie es Deine gute Seele verdient. Der Ewige schenke auch in diesem und noch viele Jahre Dir, Deinen lieben Eltern und Geschwistern Gesundheit und Wohlergehen und mir Deine fortdauernde Liebe, so werde auch ich glücklich seyn. Schlafe sanft! Ich verbleibe

Dein
Dich ewig liebender
Johann Friedrich.

Mond- und Sonnenjahr.

Als das Neulicht ausgerufen wurde . . .

Von Professor Dr. Th. Adrian.

Der erste Tag des Jahres 1938 fällt auf einen Neumondtermin. Wenn das heutzutage als seltene Ausnahme hingestellt werden muß, so hat es früher Zeiten gegeben, in denen es die Regel war. Denn für die meisten alten Kulturvölker war zuerst der Mond der eigentliche Kalendermacher. Seine deutlich hervortretenden Lichtgestalten konnten leicht als Zeitmarken verwendet werden und dem wichtigen Zweck dienen, eine Reihe von Tagen zu einer Einheit zusammenzufassen. Öfters wurde der Name dieser Einheit mit dem Mond in Beziehung gebracht, wie das ja auch bei unserm Wort Monat der Fall ist.

Als man etwas genauer auf den zeitlichen Verlauf der Mondphasen achtete, stellte sich leider heraus, daß der Mondlauf sich durchaus nicht an eine ganze Zahl von Tagen binden wollte. Der Durchschnittswert von rund 29½ Tagen für die Rückkehr derselben Mondphase war ziemlich unbequem, und so finden wir bei einigen Völkern 29, bei den meisten aber 30 Tage als die dem Mond entsprechende Zeiteinheit angesetzt.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß auch das Wort Kalender mit dem Mond zusammenhängt. Es stammt nämlich von einem griechischen Zeitwort, das „ausrufen" bedeutet. Das sogenannte Neulicht, das heißt die erste Erscheinung der schmalen Sichel des zunehmenden Mondes, öffentlich auszurufen, war meistens die Aufgabe der Priester. Wurde ihnen doch die Zeitrechnung zugewiesen, da mit ihr die Ankündigung der kultischen Feste verbunden war. Nach unseren heutigen Begriffen deckt sich das Neulicht durchaus nicht mit dem Neumond, dessen genauer Zeitpunkt nur durch Rechnung gefunden werden kann. In unserer Gegend folgt das Neulicht dem Neumond in zwei bis drei Tagen; bei dem klaren Himmel der Mittelmeerländer können anderthalb Tage genügen.

In jedem Falle war durch die Zeitspanne des Monats eine gewisse Grundlage für die Zeitrechnung geschaffen. Es handelte sich nun darum, die Monate zu einer größeren Zeiteinheit zusammenzufassen. Dabei galt es, dem für die Natur und die Lebensverhältnisse der Menschen so wichtigen Wechsel der Jahreszeiten Rechnung zu tragen. So kam man dazu, die Monate zusammenzuzählen, nach deren Ablauf Sommer und Winter wiederkehren. Die Zusammenfassung von 12 Monaten ergab dann das für die Kulturgeschichte so wichtige Mondjahr.

Ein Mondjahr mit Monaten von abwechselnd 29 und 30 Tagen haben die strenggläubigen Mohammedaner bis auf den heutigen Tag beibehalten, so daß ihr Jahr 354 Tage dauert und sein Anfang durch die Jahreszeiten wandert. So fiel ihr letzter Neujahrstag auf den 14. März 1937, den Tag des Neulichts nach dem Neumond vom 12. März.

Aber die meisten anderen Kulturvölker kamen bei ihrer Beachtung der täglichen Sonnenbahnen zu der Einsicht, daß man das Mondjahr verbessern und dem Sonnenlauf anpassen müsse. Der Umstand, daß sich die Leuchte des Tages und die der Nacht gar nicht bemühen, gleichen Schritt miteinander zu halten, machte aber eine solche Verbesserung ziemlich schwierig. In der Hauptsache handelte es sich darum, die Tage der Sonnenwenden zu bestimmen. Nun zeigen die Sonnenbahnen gerade um diese Termine von Tag zu Tag eine so geringe Abweichung, daß die Messung ihr nur mit optischen Hilfsmitteln beikommen kann. So ließ man eine längere Reihe von Jahren vergehen und versuchte den Mittelwert für die Zeitspanne zu finden, in der die Sonnenbahnen wieder die gleiche Lage zum Horizont hat. Diesen Mittelwert benutzte man, um dem Mondjahr noch einige Schalttage hinzuzufügen. Es kam dabei vor, daß man die Schalttage zum Betrag eines Monats anwachsen ließ und dann gelegentlich ein Jahr mit 13 Monaten hatte.

Den ägyptischen Priestern gebührt das Verdienst, auf eigenartige Weise für die Dauer des Sonnenjahrs den Wert von 365¼ Tagen gefunden zu haben, der für die damaligen Verhältnisse als gut bezeichnet werden muß. In Memphis hatte man seit ältester Zeit den ersten morgendlichen Aufgang des Sirius beachtet, zumal er mit dem Herannahen der Nilschwelle zusammenfiel. Man sagte sich, daß bei jeder Wiederkehr dieses Frühaufgangs die Sonne denselben Abstand vom Sirius haben müsse und daß dann ein Jahreslauf im Tierkreise vollbracht sei. So konnte also das Siriusjahr zugleich die Dauer des Sonnenjahres angeben. Bei der Annahme eines Jahres von 365¼ Tagen konnte man den Frühaufgang des Sirius für einen längeren Zeitraum im voraus berechnen und war von der Übereinstimmung sehr befriedigt.

Bekanntlich hat Julius Cäsar aus der ägyptischen Weisheit Nutzen gezogen, als er an die wichtige Aufgabe heranging, den Kalender neu zu ordnen. Vorher hatten die Römer Mondjahre, und viele Unzuträglichkeiten waren bei der Festsetzung der Schalttage vorgekommen. Die Reform brachte nur alle vier Jahre einen Schalttag am Ende des Februars.

Der Julianische Kalender, wie er genannt wird, hat den an die Mondgestalten gebundenen Monat völlig beseitigt. Man kann wohl sagen, daß er künstliche Monate an die Stelle der natürlichen gesetzt hat. Die unbequemen 5 bis 6 Tage, die der runden Zahl 360 hinzugefügt werden müssen, wurden allerdings ziemlich willkürlich verteilt. Doch kommt dieser Umstand gegenüber der klaren Ordnung kaum in Betracht, die der im wesentlichen noch heute gültige Kalender geschaffen hat. Zu seinem Siegeszug durch die Jahrhunderte hat die christliche Kirche viel beigetragen.

Wie fanden sich die Germanen vor ihrer Bekehrung mit dem Kalenderproblem ab? Darüber gibt uns ein verdienstvolles neueres Werk „Die Himmelskunde der Germanen" von O. S. Reuter manche Aufschlüsse. Der Verfasser ist der Ansicht, daß unsere Vorfahren ein gebundenes Mondjahr hatten. Dieser Ausdruck besagt, daß sie sich auch bemühten, die Zeiteinheit der Monate in das Sonnenjahr hineinzubauen. Zu diesem Zweck unternahmen sie mit den einfachsten Mitteln Sonnenbeobachtungen, die als selbständige geistige Leistungen zu werten sind. Aus gewissen Regeln über Schalttage geht hervor, daß sie für den Jahreslauf der Sonne 365 Tage ansetzten.

Wie sehr man aber den Mond als Kalendermacher zu schätzen wußte, geht namentlich aus der Ordnung ihrer Festtage hervor. So sollte bei den Angeln und Sachsen das Julfest zur Zeit des Vollmonds gefeiert werden, der auf die Wintersonnenwende folgte.

Anders war die Sache bei den Nordgermanen in Skandinavien, die den Monatsbeginn auf den Neumond gesetzt hatten. Sie warteten nach der Wintersonnenwende erst den Neumond ab, der für sie dann auch den Anfang des neuen Jahres bedeutete. Das fröhliche Julfest feierten sie beim nachfolgenden Vollmond, der also in die Mitte des ersten Monats fiel. Für ihr Denken mußten Sonne und Mond, die beiden großen Lichtmächte, in gemeinsamer Wirkung den Sieg des Lichtes bekunden, dem die Feier des hohen Festes galt.

Ich träume nicht von alter Zeiten Glück
Ich breche durch und schaue nicht zurück

C. F. Meyer „Huttens letzte Tage"

Tschiangkaischeks verlorener Sohn.

Ein Familiendrama am Rande des Fernost-Krieges.

„Ich bin sein Sohn . . ."

Der Mann, der vor wenigen Wochen im provisorischen Sitz der Chinesischen Regierung erschien und verlangte, den Marschall Tschiangkaischek zu sprechen, war trotz seines jugendlichen Aussehens weißhaarig. Er trug eine einfache khakifarbene Uniform, die mit mehreren Sowjetorden geschmückt war. Als man den Fremden fragte, mit welchem Anliegen er sich dem chinesischen Staatsoberhaupt nähern wolle, schwieg er einen Augenblick, als wolle er die Antwort verweigern, dann sagte er langsam und stockend: „Ich bin sein Sohn . . .!"

Der Haß der Generationen.

Was an diesem Tage zwischen dem Marschall und seinem ältesten Sohn Tschiangtschingkuo besprochen wurde, ist unbekannt. Sechs Stunden blieben sie in zeugenloser Aussprache beieinander, und während dieser Zeit hatte niemand Zutritt in das Arbeitskabinett des Marschalls, nicht einmal seine energische und einflußreiche Frau Meiling. Gewiß gab es viel zu besprechen zwischen Vater und Sohn. Jahrelang hatten sie sich nicht gesehen, denn sie waren politische Gegner geworden. Der Vater hatte seinen Erstgeborenen vor aller Öffentlichkeit verdammt, und der Sohn antwortete in einem „Offenen Brief", der die Erklärung des Vaters an Schärfe noch übertraf. Aus Liebe war Haß geworden, ein Haß, so tief, daß der Marschall den Namen des Sohnes aus den Familienregistern strich und ihn zwingen wollte, einen anderen Namen anzunehmen.

Als sich nach sechs Stunden die Türen öffneten, sahen die Anwesenden, wie sich beide nach westlicher Sitte die Hände reichten. Versöhnt sind Vater und Sohn voneinander geschieden. Jetzt ist der junge Tschiang einer der wichtigsten Bundesgenossen seines Vaters ein Armeeführer, dessen hunderttausend Mann starke Mongolentruppe zu den zuverlässigsten Stützen gegen Japan zählt.

*

Die erste Ehe Tschiangkaischeks.

Das Schicksal des jungen Tschiangtschingkuo erinnert an einen der berühmten Romane von Pearl Buck. Im dreißigjährigen Leben dieses früh gealterten Mannes spiegelt sich das Schicksal einer ganzen Generation, die langsam einer großen, alten Tradition untreu geworden, den Weg zu einem neuen Glauben, einem neuen Lebensstil nicht finden kann und sich den wildesten Extremen in die Arme wirft. Der Bruch zwischen dem Marschall und seinem Sohn erfolgte zunächst aus persönlichen Gründen. Tschiangtschingkuo war ein Sohn der ersten Frau Tschiangkaischeks. Sie teilte mit ihm die Jahre des japanischen Exils, sie hielt zu ihm in den Tagen, da der junge Revolutionär vor den Geheimpolizisten von Ort zu Ort fliehen mußte. Als die Chinesische Republik gegründet wurde, war der Sohn erst fünf Jahre alt. Es kam eine kurze Zeit der Ruhe, da Tschiangkaischek der Privatsekretär Sunyatsens war, dann aber begannen von neuem die Wanderungen mit den Armeen Fengs nach Formosa und schließlich nach Moskau. Damals entfremdete sich Tschiangkaischek seiner ersten Frau. Nach chinesischer Sitte stand nichts der Tatsache entgegen, daß er sich eine Nebenfrau nahm, aber diese Nebenfrau war Meilingsoong, deren Energie und Selbständigkeit schon damals so groß waren wie heute, da sie eine beinahe diktatorische Rolle spielt. Sie verlangte von Tschiangkaischek, er solle diese erste Frau verlassen und erreichte ihr Ziel.

Ein offener Lossagungsbrief.

Wenn das Verhältnis zwischen Vater und Sohn zwar getrübt aber trotzdem noch erträglich blieb, so lag das daran, daß sie um diese Zeit ein gemeinsames Ideal hatten. Beide glaubten, daß von Moskau das Heil über die Welt kommen werde. Eugen Tschen, der jetzige Außenminister der Chinesischen Zentralregierung, hatte zuerst die Verbindung mit Borodin und anderen Offizieren der roten Armee aufgenommen. Er hatte veranlaßt, daß Tschiangkaischek in Moskau militärische Ausbildung erhielt und sah in ihm den künftigen Lenin des Fernen Ostens. Während sich aber Tschiangkaischek wandelte und allmählich zum erbittertsten Gegner des Kommunismus wurde, blieb sein Sohn weiter in Moskau unter dem starken Einfluß der dortigen Ideologien. Vergeblich versuchte er, den Vater für die alte Idee zurückzugewinnen. Tschiangkaischek folgte seinen neuen Einsichten. Als er sah, daß mit Überredung nichts zu erreichen war, da griff der Sohn zu dem in Rußland beliebten Mittel des öffentlichen Lossagungsbriefes. Vor Jahresfrist erschien in der Moskauer „Prawda" der folgende offene Brief Tschiangtschingkuos, in der er zu seiner Mutter sprach. „Mutter! Ich schäme mich vor dem ganzen chinesischen Volk meines Vaters. Erinnerst du dich, Mutter, wie er dich an den Haaren die Treppe hinunterschleifte? Wie du ihn auf den Knien liegend batest, dich nicht zu verstoßen? Wer brachte meine Großmutter durch Schläge und Beleidigungen ins Grab? War das nicht mein Vater, der heute Moral predigt und von der Heiligkeit der Familie spricht? Mein Vater ist der Feind des ganzen chinesischen Volkes und darum der größte Feind seines eigenen Sohnes. Ich selbst werde den großen Weg der chinesischen Revolution weitergehen, ich selbst bleibe mit ganzem Herzen Kommunist . . ."

Die Abbitte.

Dieses Glaubensbekenntnis wurde schwer erschüttert. Die Prozesse Stalins gegen die Armeeleiter, die Verhaftung ausländischer Kommunisten wie Bela Khun und Heinz Neumann, mit denen Tschiangtschingkuo zusammengearbeitet hatte, brachten eine Sinnesänderung hervor. Im Mai des vergangenen Jahres schrieb der Sohn an seinen Vater und leistete Abbitte. Tschiangkaischek antwortete nicht. Tschiangtschingkuo reiste mit seiner russischen Frau und seinen beiden Kindern nach Schanghai, wo er vergeblich versuchte, den Vater zu treffen. Wieder umsonst! Aber diesmal hinterließ ihm Tschiangkaischek einen Brief, in dem er als Vorbedingung einer Versöhnung verlangte, daß Tschiangtschingkuo öffentlich dem Kommunismus Stalinscher Prägung entsage und sich zunächst einige Monate als Ingenieur in dem abgelegenen Ort Fenghua bewähre. Der Sohn gehorchte. Er blieb auf seinem Ingenieurposten bis der Krieg ausbrach. Damals machte er sich auf in die Mongolei und warb dort unter den Stämmen ein großes Heer. Diese 100 000 Mann, die vor einigen Tagen in ihre Garnison Lantschau eingerückt sind, hat der verlorene Sohn dem Vater als Versöhnungsgeschenk angeboten. Der alte und der junge Tschiang kämpfen jetzt wieder für eine gemeinsame Sache, und der Krieg, der so viel Haß sät, hat wenigstens Vater und Sohn Tschiang wieder zusammengeführt.

Bert Strom.